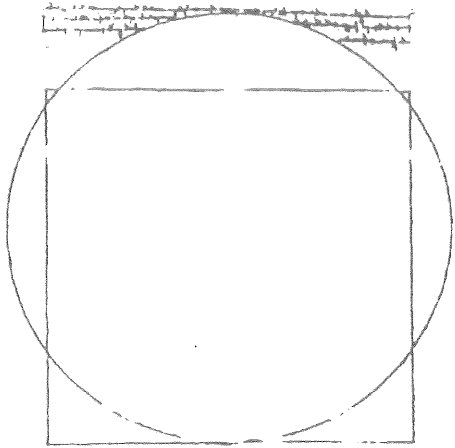


L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft



EUROPEAN REVIEW OF FEMINIST HISTORY
REVUE EUROPÉENNE D'HISTOIRE FÉMINISTE
EUROPÄISCHE ZEITSCHRIFT FÜR FEMINISTISCHE GESCHICHTSWISSENSCHAFT
EUROPEAN REVIEW OF FEMINIST HISTORY
REVUE EUROPÉENNE D'HISTOIRE FÉMINISTE
EUROPÄISCHE ZEITSCHRIFT FÜR FEMINISTISCHE

L'HOMME

Heiraten nach Übersee

25. Jg. Heft 1 2014

böhlau

Heiraten nach Übersee

L'Homme 25, 1 (2014)

hg. von Margareth Lanzinger und Annemarie Steidl

Heiraten nach Übersee

Die historische Migrationsforschung schreibt Heiratsverbindungen eine entscheidende Rolle zu. PartnerInnenwahl gilt als wichtiger Indikator für positive interethnische Beziehungsgefüge und für soziale Integration in die Aufnahmegesellschaft – oder aber für Abschließung von dieser. Ziel dieses „L'Homme“-Heftes ist es, einerseits migrationshistorische Daten und Befunde nach geschlechtsspezifischen Aspekten und deren Intersektionalität zu befragen und andererseits transnationale Eheanbahnungen aus der AkteurInnen-Perspektive sowie aus Sicht situierter Handlungsoptionen nachzuzeichnen und zu analysieren. Der zeitliche Schwerpunkt der Beiträge des Heftes liegt auf dem 19. und 20. Jahrhundert, und damit auf einem Zeitraum, der von großen interregionalen und interkontinentalen Migrationsströmen ebenso gekennzeichnet war wie von widerstreitenden Liebes- und Ehekonzepten. Räumlich richtet sich der Fokus auf die USA als Zielland, das über Migrationen mit zahlreichen Weltregionen verbunden war.

Aus dem Inhalt: Connecting Marriage and Cross-border Migration in the History of the United States/Migrant Gender Imbalance and Marriage Choices: Evidence from the United States, Canada, the United Kingdom, Sweden, and Norway/Transatlantischer Heiratsmarkt und Heiratspolitik von MigrantInnen aus Österreich-Ungarn in den USA/Die Briefe der irischen Migrantin Annie O'Donnell/Geschlechtsspezifische Aspekte von Wanderungen aus Indien in die USA.



ISSN 1016-362X

ISBN 978-3-412-22287-1 | WWW.BOEHLAU-VERLAG.COM

Aus den Archiven

Heirat und Migration in Auswandererbriefen Die Bestände der Nordamerika-Briefsammlung in der Forschungsbibliothek Gotha

Ursula Lehmkuhl

Ausgehend von Passagierlisten, Zensusdaten und anderen sozialhistorischen Quellen wissen wir, dass nur sehr wenige Frauen alleine nach Übersee auswanderten. Im 19. Jahrhundert wanderte „die überwältigende Mehrheit der Frauen“, so Ulrike Sommer, „im Familienverband aus bzw. folgte Angehörigen – Eltern oder Ehemännern –, die bereits in den USA lebten; nur ein sehr kleiner Teil kam allein nach Amerika“.¹ Hierzu gehörten vor allem unverheiratete oder verwitwete Frauen. Für sie war die Auswanderung in die USA eine Möglichkeit, eine ‚gute Partie‘ zu machen, sich damit aus der Abhängigkeit von der eigenen Verwandtschaft zu befreien und der deutschen Armutsfalle zu entgehen. So schrieb etwa die verwitwete Hedwig Schindler, die am 8. Oktober 1891 zusammen mit ihrer Tochter Anna und ihrem Sohn Heinrich die Reise in die USA angetreten hatte, in ihrem ersten Brief in die alte Heimat gut zwei Monate nach ihrer Ankunft in den USA: „Ich hätte mich längst verheirathen können; es kommen immer Deutsche junge Männer zu uns; einer aus Hannover nennt sich meinen Bräutigam, aber ich werde nicht so schnell einwilligen; ich kann jederzeit noch Parthie machen, da deutsche Frauen sehr beliebt sind hier.“²

¹ Ulrike Sommer, Dienstbotinnen, in: Wolfgang Helbich, Walter D. Kamphoefner u. dies. Hg., Briefe aus Amerika: Deutsche Auswanderer schreiben aus der Neuen Welt 1830–1930, München 1988, 493.

² Hedwig Schindler an Frau Müller (= Ehefrau von Fritz Müller), 26.12.1891, Serie: Schippel/Müller, Nordamerika-Briefsammlung (NABS), Forschungsbibliothek (FB) Gotha.

Hedwig Schindler arbeitete zu diesem Zeitpunkt auf einer Farm, „wo die Frau krank wurde (eine Deutsche)“.³ Während Hedwig offensichtlich selbst die Initiative ergriffen hatte und ausgewandert war, um vor Ort ihre Chancen auszuloten, gab es auch viele deutsche Frauen, die im Rahmen der intensiv betriebenen transatlantischen Partnervermittlung in die USA auswanderten und dort verheiratet wurden. Deutsche MigrantInnen heirateten am liebsten endogam. Auch dies ist ein Thema, das immer wieder in Auswandererbriefen aufscheint. So schrieb Henry Emde 1871 an seine Tante: „Meine Frau ist Putzmacherin, eine Schullehrer Tochter aus Schlesien. Meinem Bruder seine war aus dem Großherzogthum Baden, Rieke hat einen Mann aus Constanz, Marie einen Reinbeier, Carlinen ein Sachse, Louise einen Pommern von der Insel Rüge.“⁴

Deutsche Frauen galten als fleißiger und geschickter als amerikanische. So sah es auch Hermann Cronemeyer, der den klassischen Topos von der „faulen Amerikanerin“ in einem Brief an seine Schwester aus dem Jahr 1837 in eine längere Ausführung über die Rechte der Frauen in den USA und die amerikanische Heiratspraxis einbettete. Er schrieb:

Das weibliche Geschlecht hat hier besonders grosse Rechte. In der Regel bekümmert sich eine amerikanische Hausfrau wenig um den Haushalt u. sucht ihre Zeit mit Nichtsthun zu tödten. Lebt sie mit ihrem Manne nicht besonders gut, so darf sie ihn nur um irgend etwas anklagen, u. zur Bekräftigung der Wahrheit die Bibel küssen – u. der Mann wird, wenn auch unschuldig – bestraft. Hat ein junges Mädchen sich in einen unverheirateten Mann verliebt, so klagt sie auf Vollziehung der Ehe, sie küsst die Bibel u. der Mann wird nolens volens ihr Ehegemahl. [...] Sehr schnell werden hier die Ehen geschlossen, heute gesehen, morgen Mann und Frau, aber sie werden auch ebenso leicht wieder getrennt.⁵

Diese wenigen Auszüge zum Thema „Heirat und Migration“ aus den in der Nordamerika-Briefsammlung vorhandenen Auswandererbriefen geben einen Einblick in Inhalt und Qualität der in der Forschungsbibliothek Gotha lagernden Quellenbestände, die im Folgenden vorgestellt werden sollen.

Die Nordamerika-Briefsammlung ist in den 1980er Jahren an der Ruhr-Universität Bochum unter der Leitung von Prof. Dr. Wolfgang Helbich entstanden. Dieser Teil der Sammlung, der in der internen Systematik als „Alte Sammlung“ bezeichnet wird, umfasst circa 7.000 Briefe aus dem Zeitraum 1780 bis 1950. Die Sammlung wurde 2002 nach Gotha transferiert und dort durch eine zweite Sammelinitiative, die insbesondere auf die neuen Bundesländer fokussiert war („Neue Sammlung“), zu einer gesamtdeut-

³ Hedwig Schindler an Frau Müller (= Ehefrau von Fritz Müller), 26.12.1891, wie Anm. 2.

⁴ Henry Emde an Tante, 17.9.1871, Serie: Brüne/Erlemann, NABS, FB Gotha.

⁵ Hermann Cronemeyer an seine Schwester, 23.6.1837, Serie: Cronemeyer/Cronemeyer, NABS, FB Gotha.

schen Sammlung ergänzt. Im Rahmen der zweiten Sammelinitiative konnten circa 3.600 weitere Briefe eingeworben werden, die den Zeitraum 1834 bis 1997 abdecken und sich geographisch auf die USA und Kanada konzentrieren, aber auch Zeugnisse aus Australien, Malaysia, Afrika sowie aus Lateinamerika, insbesondere aus Brasilien, Argentinien, Mexiko und Chile enthalten. Zusätzlich zu den Briefen befinden sich in der „Neuen Sammlung“ Tagebücher und Reiseberichte aus dem Zeitraum von 1853 bis 1958.⁶ Mit ihrem Bestand von nunmehr über 10.000 Briefen, darunter über 300 Briefserien mit mehr als zehn Briefen, stellt die Nordamerika-Briefsammlung die größte europäische Sammlung von Auswandererbriefen dar.

Die akquirierten Auswandererbriefe sind zum allergrößten Teil transkribiert und liegen im Falle der „Neuen Sammlung“ zu hundert Prozent, im Falle der „Alten Sammlung“ mittlerweile zu circa dreißig Prozent als digitales Faksimile vor. Die Transkriptionen erfolgten buchstabengetreu, sodass sie insbesondere auch für LinguistInnen, die sich mit deutschen Sprachvarietäten beschäftigen, eine hervorragende Quelle darstellen. Auswandererbriefe sind schriftliche Zeugnisse aus der Feder einfacher Menschen – oder wie die amerikanische Forschung sagt „newly literate persons“ –, die ohne Auswanderung vermutlich nicht geschrieben und somit keine schriftlichen Zeugnisse hinterlassen hätten. Orthographie, Syntax, Semantik/Lexik und die narrative Konstruktion der Briefe orientieren sich an der gesprochenen Sprache. Die Orthographie stellt häufig sogar eine direkte Übertragung der gesprochenen Sprache in Schrift dar, sodass unsere TranskribendInnen beispielsweise bei einer Serie aus Sachsen erst nach dem lauten Vorlesen hören und damit erkennen konnten, was mit den zunächst unverständlich erscheinenden Buchstabenkonstruktionen gemeint war. Zu den meisten Briefserien gibt es teilweise ausführliche Informationen über die BriefschreiberInnen, die zum größten Teil von den EinsenderInnen zur Verfügung gestellt wurden. Überliefert sind in einigen Fällen auch ergänzende Materialien wie beispielsweise Fotos, Stammbäume, Geburts-, Tauf-, Heiratsurkunden, Testamente oder Auswanderungskonsense. Im Rahmen der „Alten Sammlung“ konnten die EinsenderInnen-Informationen in vielen Fällen durch Archivmaterialien ergänzt werden. Für die „Neue Sammlung“ war dies bisher nur in ausgewählten Fällen möglich.

Auswandererbriefe sind allerdings nicht nur in sprachlicher Hinsicht eine äußerst sperrige historische Quelle. Die eruierten biographischen Informationen über BriefschreiberInnen und -empfängerInnen sind häufig unvollständig, und von den allermeisten Korrespondenzen ist nur die Seite der ausgewanderten Familienmitglieder vorhanden. Was zurückgeschrieben wurde, können wir nur erraten. Es bleibt bei dieser in der Regel zweiseitigen Kommunikation auch offen, inwieweit der Schreiber oder die Schreiberin den Erwartungen des Adressaten oder der Adressatin entgegenzukommen suchte, sodass in vielen Fällen spezifische Äußerungen in den Briefen nur schwer histo-

⁶ Zur Geschichte und zu den Nutzungsmöglichkeiten der Nordamerika-Briefsammlung vgl. <http://www.auswandererbriefe.de>.

risch eingeordnet oder gar interpretiert werden können. Schließlich ist das für sozialhistorisch interessierte Forschung nicht unerhebliche Problem der Repräsentativität von Auswandererbriefen allenfalls in Ansätzen geklärt. Diejenigen Briefe, die heute noch erhalten und der Forschung zugänglich sind, stellen nur einen winzigen Bruchteil der gesamten Korrespondenz über den Atlantik dar, den man mit eins von 10.000 beziffern kann. Zwar gehören zum heutigen Bestand auch Schreiben von Menschen sehr geringen Bildungsstandes, aber gemessen an der sozialen Verteilung der deutschen AuswandererInnen insgesamt sind Briefe aus dem Mittelstand deutlich überrepräsentiert, sodass man von einem *class bias* ausgehen kann. Sicher ist, dass der erhalten gebliebene Briefbestand eher für diejenigen repräsentativ ist, die die Briefe teilweise über mehr als einhundert Jahre aufbewahrt und schließlich der Sammlung zur Verfügung gestellt haben, als für die BriefschreiberInnen und -empfängerInnen selbst.⁷ Offen bleibt eine für das Genre praktikable Definition von Repräsentativität wie auch die Frage nach dem Stellenwert von Repräsentativität bei Auswandererbriefen überhaupt.

Diese und andere Gründe mögen erklären, warum der Quellentyp „Auswandererbrief“ im engeren Sinne erst in jüngerer Zeit ins Blickfeld der Forschung gerückt ist. So beschäftigte sich 2003 eine dreitägige internationale Konferenz mit der Frage, wie Auswandererbriefe überhaupt gelesen werden können.⁸ Ausgehend von der Erfahrung mit der Sperrigkeit des Quellenmaterials und der Schwierigkeiten seiner Erschließung und Interpretation sollten sich gut fünfzig ReferentInnen aus elf Ländern „innovative approaches and interpretations“ widmen. Tatsächlich geschah dies auf der Konferenz jedoch nur ansatzweise.⁹ Ein knappes Drittel der Referate erschien 2006 in dem Konferenzband „Letters Across Borders“.¹⁰ Hier verweisen die HerausgeberInnen erneut auf die problematische Zugänglichkeit des Genres und den diffusen Charakter von Auswandererbriefen als historische Quelle, unterstreichen aber zugleich ihr historisches Potential: „[H]owever great the interpretive issues, they provide access to the immigrant's attitudes, values, aspirations, and fears as no other source has the potential to do.“¹¹ Auswandererbriefe stellen damit für Forschungsperspektiven der historischen Anthropologie eine höchst interessante Quellenart dar. Sie sind Ego-Dokumente, mit deren Hilfe sich die subjektive Dimension der Auswanderungserfahrungen rekonstruieren lässt – ein Forschungsbereich, für den die Briefe bisher jedoch noch zu wenig ge-

nutzt worden sind.¹² Zwar ist in den letzten 15 Jahren kaum ein wissenschaftliches Werk zur Migrationsgeschichte erschienen, das nicht mit Auswandererbriefen gearbeitet oder diese zumindest zur Illustration genutzt hätte. Dennoch bleibt die Erforschung von Ängsten und Erwartungen, Kontinuitäts- und Umbrucherfahrungen, Kulturtransfer sowie von Formen und Medien der Transkulturation gerade auch im Hinblick auf die diese Prozesse mit steuernden Gender-Konzepte und -Konstruktionen ein Desiderat. So würde es sich beispielsweise anbieten, die Verhandlung von Themen wie Scheidung, Unterhaltsverpflichtung und Heiratsmigration in Auswandererbriefen aus einer geschlechtergeschichtlichen Perspektive zu untersuchen. Die circa 5.000 Unterhaltsklagen von Frauen, deren Männer ausgewandert waren und sich dann nicht mehr meldeten und deren Prozessakten allein im Sächsischen Staatsarchiv lagern, lassen jedenfalls vermuten, dass das Thema für die betroffenen daheimgebliebenen Frauen und ihre Kinder in emotionaler und sozio-ökonomischer Perspektive eine hohe Relevanz besaß.

Auch Studien, die im Sinne einer methodisch-theoretisch fundierten Auswandererbrief-Forschung versuchen, dem Quellentypus „Auswandererbrief“ gerecht zu werden, sind dünn gesät. So ist auch sieben Jahre nach seiner Publikation das von David Gerber 2006 verfasste Buch „Authors of their Lives“ als Meilenstein zu bezeichnen.¹³ Gerber unternimmt hier den Versuch, Auswandererbriefe ausgehend von der Theoriedebatte im Rahmen des *cultural turn* neu zu lesen und auf der Basis einer kritischen Reflexion der bisher geleisteten wissenschaftlichen Arbeit neue Interpretationsperspektiven zu entwickeln. In einem umfangreichen theoretischen Teil diskutiert er soziologische, sozialanthropologische und auch literaturwissenschaftliche Ansätze und verdichtet sie schließlich zu einem heuristischen Programm, das darauf zielt, den Auswandererbrief „on its own terms“ zu verstehen „and not as the servant of other projects“.¹⁴

Hieran gilt es anzuknüpfen. Erste Versuche, die Anregungen Gerbers weiterzuentwickeln, hat die Autorin dieses Beitrags auf der Grundlage einer vom Umfang und vom Begleitmaterial wohl einzigartigen Serie der „Neuen Sammlung“ unternommen.¹⁵ Darüber hinaus sind neue Formen der computergestützten ‚Lektüre‘ und Auswertung der Briefe mit Hilfe der Methode des *data mining* im Rahmen eines an der Universität Oxford angesiedelten Forschungsprojekts geplant.¹⁶ Die Besonderheit des Quellenmaterials, die in den Briefen aufscheinende Themenvielfalt sowie seine Zugänglichkeit für

7 Vgl. Wolfgang Helbich u. Walter D. Kamphoefner, How Representative are Emigrant Letters? An Exploration of the German Case, in: Bruce S. Elliott, David A. Gerber u. Suzanne M. Sinke Hg., Letters Across Borders: The Epistolary Practices of International Migrants, New York 2006, 29–55.

8 Konferenz „Reading the Immigrant Letter“, organisiert 2003 von Bruce Elliott, Carleton University, Ottawa.

9 Wolfgang Helbich, Tagungsbericht Reading the Emigrant Letter: Innovative Approaches and Interpretations. 7.8.2003–9.8.2003, Ottawa, Ont., in: H-Soz-u-Kult, 17.9.2003, unter <http://hszkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=288>, Zugriff: 27.1.2014.

10 Elliott/Gerber/Sinke, Letters, wie Anm. 7.

11 Elliott/Gerber/Sinke, Letters, wie Anm. 7, 4.

12 Vgl. Ursula Lehmkuhl, Reading Immigrant Letters and Bridging the Micro-Macro Divide, in: Studia Migracyjne – Przegląd Polonijny, 2 (2014), im Erscheinen.

13 David A. Gerber, Authors of their Lives: The Personal Correspondence of British Immigrants to North America in the Nineteenth Century, New York/London 2006.

14 Gerber, Authors, wie Anm. 13, 13.

15 Vgl. Ursula Lehmkuhl, Johann Heinrich Carl – The Revolutionary: The History and Collective Memory of a German-American Family, 1852–2004, in: Studia Migracyjne, wie Anm. 12, im Erscheinen.

16 Projekt „Political Remittances: Understanding the Political Impacts of Migration“, geleitet von Gwendolyn Sasse, University of Oxford, Department of Politics and International Relations.

neue computergestützte Erschließungsmethoden bieten reichlich Anregungen für zukünftige historische – einschließlich geschlechterhistorische –, linguistische, soziologische oder wie im letztgenannten Falle auch politikwissenschaftliche Forschung.

Aktuelles und Kommentare

Mythos Lohnschere? Eine österreichische Provokation als Sinnbild für eine fehlgeleitete Debatte

Sybille Pirklbauer und Christa Schlager

„Löhne: Die Wahrheit über die Ungleichheit – Die weit geöffnete Lohnschere ist ein Mythos.“ Mit dieser Meldung platzte die österreichische Wochenzeitschrift „Profil“ mitten in den österlichen Frieden der Karwoche 2012.¹ Dabei fehlte es nicht an Offensive: Dem Aufmacher auf der Titelseite folgte eine ausführliche Geschichte im Blattinnern, deren klares Ziel es war zu zeigen, dass es bei Einkommen keinen Unterschied zwischen Männern und Frauen gäbe. Wenig überraschend waren die AutorInnen, die sich so engagiert hatten, zwei Männer, Gernot Bauer und Robert Treichler. Diese machten sich in mehrfacher Hinsicht zu Sprechern maskulinistischen Gedankengutes.² Dazu gehört die sprachliche Herabwürdigung („Die Frau – ein ewiges Opfer“, „üblicherweise [...] das Lamento, dass sich die Lohnschere nicht schließe“) ebenso wie die Strategie, gesellschaftliche Benachteiligung von Frauen grundsätzlich in Abrede zu stellen. So wurde nicht nur durch den Verweis auf mehrere Studien versucht zu belegen, dass das Einkommen von Frauen in Wahrheit kaum geringer sei als das von Männern, es wurde auch argumentiert, dass Managerinnen nicht diskriminiert würden und Teilzeitbeschäftigung keinerlei Benachteiligung mit sich bringe. Dazu wurden eigene Berechnungen angestellt, die jedoch nur schwer nachvollziehbar sind. Die vorgeblich neutrale Analyse bediente sich dabei durchgängig einer polemischen Sprache („Die

1 Gernot Bauer u. Robert Treichler, Löhne: Die Wahrheit über die Ungleichheit, in: profil online, 31.3.2012, unter <http://www.profil.at/articles/1213/560/323607/einkommen-loehne-die-wahrheit-ungleichheit>, Zugriff: 12.5. 2013, auch in: Profil, 14, 2.4.2012, 16–23.

2 Vgl. hierzu auch Christa Hämmerle, Genderforschung aus neuer Perspektive? Erste und noch fragende Anmerkungen zum Neuen Maskuli(ni)smus, in: L'Homme. Z. F. G., 23, 2 (2012), 111–120.